

sector further undermines efforts to establish national insurance programs. Consequently, residents in places like Bujung – and the author implies that there are many such communities, and not only in Indonesia – will have to rely on juggling tactics for a long time to come that involve various financial self-help organizations, as well as other resources, to make ends meet on a daily basis, and to manage adversaries that surely they will face in the future.

This work, though of considerable scholarly and practical importance, is not without some shortcomings. Greater editorial care would have helped. Some of the figures (especially 2 and 3) are confusing to the reader, occasionally citations given in the text do not appear in the bibliography, and Appendix 1 in the text is entitled Appendix A at the end of the book. More significant are certain omissions, even if it is realized that all authors have to set limits of what they cover. Why does Lont not include a more general discussion of how his findings relate to the broad-based, international effort made by the Greeman Foundation, Accion International, and similar institutions in setting up and fostering microfinance organizations under (partial) local control in developing areas? Moreover, the comparison with Europe is of interest, but contrasting the case under study with advanced third world countries and their insurance schemes (Brazil, Malaysia, Mexico, etc.) would have added to our understanding of the Indonesian case. Though occasionally mentioned as wealthy merchants and potential moneylenders in the text, the role of the Chinese in the local market is not addressed (they are not even itemized in the index), nor is the relation of Islam and finance given systematic attention; Islamic finance is only briefly mentioned in a footnote. Finally, it would have been helpful for the reader to understand the actual workings of rotating credit associations (the *arisan*) if several full cycles involving different methods of allotment (lottery, bidding, etc.) had been presented.

These shortcomings – most of which could be addressed in a future edition – should not distract from the fact that this is an outstanding ethnographic study of an institution that, although of great importance in the development field, is difficult to examine through intensive fieldwork. Lunt's success in doing so, and in putting the findings into theoretical context and comparative perspective, should be lauded. Similarly, de-romanticizing some of the characteristics said to be associated with self-help organizations (for instance, their social security role, their democratic

character) and the efforts at linkages with the banking sector will help more realistic assessments of them in the future. Throughout the text, Lont's descriptions and analyses are clearly presented in a well-organized manner without losing the interest of the reader. This is a first-rate addition to the ethnography of Indonesia (especially of Java) and to the understanding of indigenous financial self-help organizations. Anyone interested in Southeast Asian urban conditions and more general development issues will find this work of lasting value.

Kolonialismus und Geschichte

Ein Rezensionenartikel

Hans Voges

Einen wesentlichen Bestandteil von Frederick Coopers "Colonialism in Question"¹ bildet die sprach- oder ideologiekritische Untersuchung, die man heute wohl eher geneigt wäre als Diskursanalyse zu bezeichnen, wenn nicht der kritische dekonstruktive Jargon fehlen würde.

Zerpflückt werden einige tonangebende Leitbegriffe der humanwissenschaftlichen Diskussion, die von den Fürsprechern verschiedener Theorieansätze – von den "Subaltern Studies" bis zum "Postcolonial Criticism" reichend – inspiriert ist. Cooper, der selbst ein renommierter Historiker des modernen Afrika ist, präsentiert eine ganze Kohorte von Autoren und Kritikern, die von innerhalb und außerhalb der Völkerkunde Position beziehen.

Cooper vermisst die Stärken und Schwächen einiger tonangebender kulturwissenschaftlicher Richtungen und der in ihrem Rahmen argumentierenden Autoren: Unter den allgemeinsten Positionsbestimmungen ragt zunächst die postkoloniale Kritik hervor, die sich seit etwa 1980 im Gefolge des Edward Said'schen Denkens entfaltet hat. In ihr wird eine spezifisch westliche dominante Geschichtsauffassung auf eine kontinuierlich ausgeübte Unterdrückung, Gewalt und Hegemonie reduziert, die sowohl das Äußere wie das Innere der

1 Cooper, Frederick: Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History. Berkeley: University of California Press, 2005. 327 pp. ISBN 978-0-520-24414-6. Price: £ 12.95.

vom Westen erfassten Kulturen ergreift. Innerhalb der Bandbreite postkolonialer Kritik haben sich vor allem die Protagonisten der "Subaltern Studies" einen Namen gemacht, – indische Intellektuelle wie Dipesh Chakrabarty und Partha Chatterjee, die sich um eine nach Klassen und Gender spezifizierte Sicht der Sozialgeschichte Indiens bemühen. Eine dritte Position, die vielleicht in der Ethnologie den meisten Anklang findet, bezeichnet Cooper als modernitätskritisch. Nicht nur werden unter dem Titel einer nach Universalität strebenden Moderne negative Aspekte von Aufklärung, Kapitalismus oder Imperialismus subsumiert. Es wird überhaupt die Pluralität von Moderne unterstrichen, innerhalb derer sich je nach Region, Kultur oder auch Kolonisierungsgrad eine eigene Form von Moderne entwickelt hat. Was diese kritische Haltung betrifft, so sind für ihn die Werke von Jean und John Comaroff prototypisch und wecken sein besonderes Interesse.

Über alle methodologischen und thematischen Unterschiede hinweg ist diesen Positionen gemeinsam, dass sie von der Schwelle der postkolonialen Situation aus argumentieren, indem sie in der Geschichte zurück- und zugleich von dort in die Gegenwart vorausblicken. Ihren kritischen Maßstab beziehen sie aus der Diskrepanz zwischen der westlich-kapitalistischen und der "restlichen" Welt (gemäß dem englischen Wortspiel).

Diese Ansätze versuchen – unabhängig von der Besonderheit ihres Gegenstands –, ein historisch erfahrenes Unrecht zu korrigieren, indem sie das Missverhältnis in Macht und Wohlstand zwischen westlicher, europäischer Metropole und den verschiedenen Peripherien erklären. Neben Kapitalismus und Imperialismus ist jedoch in den letzten Jahrzehnten ein zusätzliches Ursachenbündel getreten, dessen Kern sich auf die Durchsetzung von soziokultureller Modernität als auch auf die Gewöhnung an einen Subjektstatus – beide Elemente in wechselnden Mischungsverhältnissen – reduzieren lässt.

In der Sicht der postkolonialen Kritik wird die westlich dominierte Geschichte zu einer kontinuierlich ausgeübten Unterdrückung und Gewalt, die sowohl auf das Äußere wie auf das Innere der von ihr ergriffenen Kulturen zielt.

Es ist nicht zu verkennen, dass diese kritische Literatur vor allem in der angelsächsischen Welt – sprich den USA – eine Aufmerksamkeit heischende Position erlangt hat und sie besonders nachdrücklich von Intellektuellen aus dem Commonwealth vertreten wird. Europäische Forschungstendenzen, die nicht so sehr ins Licht einer politisierten Öffentlichkeit geraten, werden dabei

zwangsläufig vernachlässigt. Anbetrachts der z. T. heftigen Debatten ist nicht aus den Augen zu verlieren, dass gerade die akademische Umwelt Nordamerikas einen Resonanzboden darstellt, in der das Erbe und Trauma von Sklaverei, Kolonialismus sowie die aktuelle prekäre Weltmachtposition der USA ein besonders starkes Echo finden. Cooper ist sich der aktuellen politischen Implikationen von geisteswissenschaftlichen Theoriekonstrukten und historiographischen Fragestellungen sehr wohl bewusst und bringt sie immer wieder an geeigneter Stelle zur Sprache.

In einem frühen Teil – Kapitel 3 bis 5 – werden die bis zu Parolen verdünnten Begriffe der Identität, Globalisierung und Moderne einer Prüfung unterzogen, die kein spezifisch kritisches Panier vor sich her trägt, sondern eher vom Ethos fachhistorischer Genauigkeit und Konkretion sowie einem generell emanzipatorischen Interesse beflügelt wird.

a) Der Begriff der "Identität", zeitweilig umfassend gebraucht im Sinne einer kulturellen, sozialen und nationalen Identität oder als eine plurale Identität in multikulturellen Kontexten, büßt an Trennschärfe ein, wenn jegliche mentale Form der Selbstbehauptung von Gruppen darunter subsumiert wird. Dies gilt vor allem dann, wenn noch eine nominalistische Gestik hinzutritt, die jegliche konstante Referentialität – die Gefahr des Essentialismus wird ja geradezu rituell beschworen – in Frage stellt. (Dieser Abschnitt ist gemeinsam mit Rogers Brubaker verfasst worden.)

b) Bei näherem Zusehen verliert sich der Begriff der "Globalisierung" in einer Historiographie, die abwechselnd groß oder klein gedacht wird (sei es in geographischen Räumen, sei es in historisch großzügig bemessenen Epochen). Ist hier tatsächlich ein epochales oder die Epochen übergreifendes Phänomen gemeint? Welcher soziale, technologische, ökonomische Aspekt belegt den Vordergrund der Diskussion? Handelt es sich nicht doch eher um ein Bündel von Phänomenen, dessen Zusammensetzung sich verändert? Letztlich, im Querschnitt, bleibt das Phänomen zu unspezifisch, um genuin aussagefähig zu sein.

c) Das Etikett der "Moderne", das etwa in so vielen Titeln (im Singular wie Plural) auftaucht, lebt zu einem guten Teil von der täuschenden Transparenz des Begriffs. Was modern ist, scheinen wir auf Anhieb zu wissen, vor allem wenn wir Altes oder Rückständiges als Widerpart hinzunehmen. Steht sie nicht für ein Bündel von Eigenschaften (angefangen bei der Rationalität), das ein historisches Problem mit der Gegenwart direkt vermittelt? Verweist sie auf eine Epoche?

Unsicher ist, wann sie beginnt – z. B. in irgendeiner Region Afrikas oder Asiens, etwa im Zuge der europäischen Expansion, etwa mit dem Einsetzen des Kolonialismus oder etwa als zwangsläufige Begleiterscheinung des Kapitalismus? Viele theoretische Autoren scheinen sich nicht recht entscheiden zu können, ob sie Modernität als Epochenbezeichnung oder als Konfiguration von Merkmalen bevorzugen sollen.

Diese Begriffe – vermerkt Cooper kritisch bilanzierend – wecken allzu weitläufige begriffliche Assoziationen. Das ist ihre Schwäche, denn dadurch wird ein feiner auf das jeweilige Untersuchungsfeld abgestimmter Gebrauch verhindert. Zugleich wird hierin der Widerhall hörbar, den sie in vielfältigen humanwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen finden. Die Verbindung von Mehrdeutigkeit und unzureichender semantischer Bestimmtheit suggeriert eine generelle Verwendbarkeit in den diversesten humanwissenschaftlichen Problematiken und suspendiert von der Suche nach den adäquaten, Problem erschließenden Begriffen.

Cooper bewältigt seinen kritischen Überblick über die zeitgenössischen Tendenzen in ethnologischen und historischen Studien, der häufig genug über afrikanische Themen hinausgeht, auf rund 50 Seiten. Er selbst gibt dann einer geschichtlich und gesellschaftlich vertieften Konfigurationsanalyse den Vorzug, die sowohl die Innen- wie Außenbeziehungen einer Gesellschaft, eines sozialen Segments, einer Gruppe usw. einbezieht. Als richtungweisend hebt er die programmatische Perspektive hervor, die Georges Balandier in seinem bekannten Aufsatz „La situation coloniale“ von 1951 skizziert hat. Ihm sei es darum gegangen, die von außen an eine Gesellschaft herantretenden Macht- und Austauschbeziehungen – Musterbeispiel die Kolonialgebiete in Afrika – kenntlich zu machen und deren Folgen für die soziale Organisation einer Kultur offen zu legen. Was die Gesellschaften Afrikas betrifft, seien leider nur wenige angelsächsische Wissenschaftler – die sog. „Copperbelt anthropologists“ (u. a. A. L. Epstein, J. C. Mitchell) – dieser Perspektive gefolgt. Darüber hinaus habe Balandier sogar schon in den 1950er Jahren dazu aufgefordert, die Folgen von Industrialisierung und Urbanisierung für Afrikas Gesellschaften zu erforschen.

Eine theoriegeleitete Geschichtsschreibung, die der globalen Differenz von Westen und übriger Welt (samt deren geistesgeschichtlichen Implikationen) folgt, die ihr politisch-emanzipatorisches Interesse auf ein ausgesprochen flaches Profil von Geschichte gründet, tendiert zu politischen Kurz-

schlüssen: sie verkennt den Freiheitsspielraum der einzelnen ebenso sehr wie die Unberechenbarkeit von Ereignisverläufen. Zu dieser „kurzatmigen“ Geschichtskonzeption entwirft Cooper eine Alternative. Die von ihm Kritisierten meinten, dass sich die Konstellationen der Gegenwart ganz eindeutig und zwangsläufig aus den Kräften der Vergangenheit ergäben und könnten nicht umhin, den Akteuren der Vergangenheit Handlungsoptionen abzusprechen. Nicht nur entspräche diese historiographische Engführung keineswegs der Wahrnehmung der geschichtlich Handelnden, sondern sie stelle auch die Frage nach den Handlungsmöglichkeiten, der Wahl zwischen unterschiedlichen Strategien sowie nicht zuletzt nach den Grenzen menschlicher Handlungspotenziale nicht einmal im Ansatz.

Für Cooper dagegen ist ein näheres Hinblicken auf das Besondere der Geschichtsprozesse selbstverständlich. Große, bedeutende politische Ereignisse ergeben sich nicht dadurch, dass die Teilnehmer oder Vorkämpfer einer politischen Bewegung alle mit den gleichen Intentionen auf das gleiche Ziel losgehen (das dann in der Folge eintritt), vielmehr sind sie das Ergebnis von „Konjunkturen“. Erst wenn es den Akteuren mit ihren Ideen, Interessen und Erwartungen gelingt, mit einer momentanen historischen Konstellation in Verbindung zu treten und auf sie Einfluss zu nehmen, kann etwas Neues geschehen, das nicht in der anfänglichen Absicht der Handelnden, in ihren Ausgangsentscheidungen, gelegen hat. Der Ausdruck „Konjunkturen“ spricht nichts weiter aus, als dass eben eine Akkumulation von Zufällen zu einem bedeutsamen Ereignis führt: Damit ist auch der Verzicht darauf besiegelt, Geschichte von einem faktischen Endpunkt in der Gegenwart aus zu konzipieren und von dort aus, gleichsam rückwärts, die dominierenden Handlungsverkettungen nachzuzeichnen und die erfolglosen oder misslingenden zu verdrängen.

In dieser konstruktiven Absicht liefert Cooper am Schluss seines Buches eine überzeugende Fallstudie, in der er frühere Aufsätze zusammenfasst. Als Beispiel für eine „Konjunktur“ kann die Dekolonisation im französischen Westafrika nach dem 2. Weltkrieg gewertet werden, denn sie ist (so Cooper) das unerwartete Ergebnis von Faktoren, die erst im Laufe einer längeren sozialen Auseinandersetzung zusammenfanden und sich im Wechselspiel mit der Einschätzung der Konfliktparteien näher bestimmten. Zu den historisch bestimmenden Faktoren zählen das durch den Weltkrieg erschütterte Selbstvertrauen der „weißen“ Kolonialwelt als auch die Erfahrungen der „farbigen“ Völker, die von jenen in den Krieg hineingezo-

gen wurden, sowie die Versuche der europäischen Politik, ihre jeweiligen Kolonialimperien auf einer neuen Grundlage wiederzuerrichten, indem sie etwa durch Zugeständnisse an die Kolonialvölker imperiale Legitimität zurückzugewinnen hofften. So glaubten z. B. französische Politiker ebenso wie die Mehrheit ihrer afrikanischen Gegenspieler, die Nachkriegsepoche sei die Stunde für Gleichberechtigung und für umfassende staatsbürgerliche Rechte.

Unter dieser epochalen Signatur brachen 1946 im französischen Westafrika Streiks aus, mobilisierten die städtische Bevölkerung und entwickelten eine eigene Dynamik, die das Ringen der betroffenen Parteien – hier französische Kolonialpolitiker, dort afrikanische Gewerkschafter und Politiker –, Zugeständnisse und unbefriedigenden Interessenausgleich als auch die Enttäuschung der anfänglichen Erwartungen und eine völlig neue Politikkonstellation (sowohl was die Einstellungen wie die Ideologien betraf) involvierten: Die französischen Kolonialherren würden die Kolonien in die Unabhängigkeit entlassen, während die afrikanischen Politiker sich eine neue politische Utopie zu eigen machten, die an die Stelle einer Aufnahme in die französischen Bürgerrechte eine Besinnung auf die afrikanischen Wurzeln setzte, mitsamt der Implikation einer vollständigen nationalen Souveränität. In diesem Szenario wird der Abstand erkennbar zwischen den politischen Konstellationen und Bestrebungen der unmittelbaren Nachkriegszeit und einem politischen Ergebnis, das sich im Verlauf der 1960er Jahre als Tatsache der Unabhängigkeit herauskristallisiert hat; ein Ergebnis, das so nicht vorhersehbar war und auch erst für die epochale Tagesordnung neu formuliert werden musste. Cooper plädiert überzeugend dafür, die historische scheinbar folgenlose Zwischenphase der 1940er Jahre ernst zu nehmen, die durch einen mentalen Umschwung abgelöst wurde, dessen historischer Erfolg das Vorangehende außer Kraft setzte, da er zeigen kann, wie unerwartete Handlungsoptionen und Entscheidungen unter besonderen Bedingungen (“Konjunkturen”) wirkungsmächtig werden können.

Insgesamt kommt es nicht überraschend, dass das Thema “Empire” Gegenstand eines eigenen Kapitels geworden ist. Gewissermaßen führt Cooper hier den Nachweis, dass, wer vom Kolonialismus rede, vom Imperium nicht schweigen dürfe. Wenn das Imperium eine Generalstrategie der Hegemonie auf der Ebene der internationalen Beziehungen umschreibt, so ist der Kolonialismus die in viele Seiten aufgesplitterte Umsetzung an Ort und Stelle, hier zumeist in Überseegebieten Frank-

reichs und Englands. Ohne Rückblicke auf die älteren Imperialismustheorien J. A. Hobsons, W. J. Lenins und J. Schumpeters wird zwar der Widerspruch kaum verständlich, den diese Ansichten in früheren Etappen der Disziplingeschichte gefunden haben. Dafür aber gelingt dem Autor ein einfacherer und unmittelbarer Zugriff auf die politische Gegenwart. Unverkennbar erhält die gegenwärtige Debatte um die Rolle von Imperien Auftrieb von den problematischen Folgen der zeitgenössischen US-Außenpolitik. Allerdings kann Cooper aber auch ein Erstaunen darüber nicht verhehlen, wie aktuell das anscheinend angestaubte Thema immer noch sein kann. Ganz nebenbei leistet er einen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion, indem er die Westeuropazentrik der meisten Wissenschaftler und Publizisten überwindet und die charakteristischen Eigenarten und Entwicklungen der in der Geschichte anzutreffenden Reiche skizzenhaft herausarbeitet.

Für die Kritiker – moniert Cooper – verläuft die Kausalbeziehung immer nur in einer Richtung: von den europäischen Herren zu den “farbigen” Untergebenen oder, anders gesagt, von der europäischen Macht zur kolonialen Unterwerfung. Auch wenn sich das Gefälle zwischen Herrschenden und Beherrschten nicht nur in der persönlichen Form von Tätern und Opfern ausdrückt, sondern sich auf struktureller und institutioneller Ebene wiederholt, bleibt es doch stets eine ebenso eindeutige wie eindimensionale Beziehung, in der keine Zwischentöne oder Ambivalenzen vernehmbar sind. Das Fehlen solcher Zwischentöne wie etwa die Existenz unterschwelliger, die Herrschaftsbeziehungen konterkarierender Abhängigkeiten, das alltägliche Zusammenwirken zwischen Machthabern und Untergebenen, der kulturelle und ökonomische Austausch – gerade das ist es, was der auf Konkretion sinnende Historiker festhalten möchte.

Zitierte Literatur

Balandier, Georges

1951 La situation coloniale. Approche théorique. *Cahiers Internationaux de Sociologie* 11: 44–79.

Cooper, Frederick

2005 Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History. Berkeley: University of California Press.